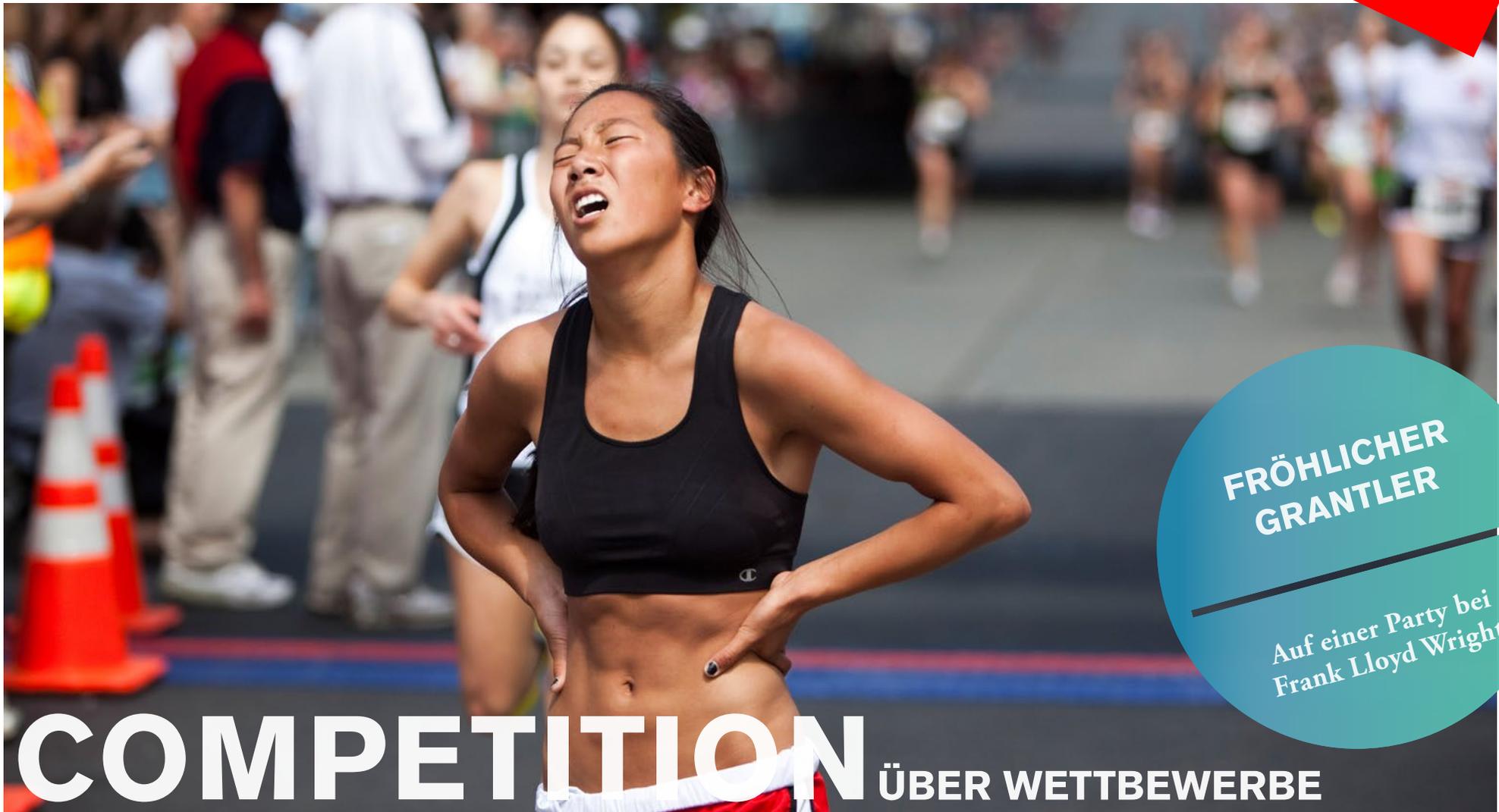


BAUNETZWOCHE #400

Das Querformat für Architekten

5. März 2015



FRÖHLICHER
GRANTLER

Auf einer Party bei
Frank Lloyd Wright

COMPETITION ÜBER WETTBEWERBE

DIESE WOCHE

Blanke Nerven um fünf Uhr morgens? Wettbewerbe sind Versuchslabor und Lebensgefühl, Exportschlager und liebstes Hobby, aber auch gefährlich und unkalkulierbar. Warum Preise keinen Erfolg bedeuten und nach Niederlagen die nächste Auslobung lockt. Das Wesen der Architektur zeigt sich im Wettbewerb.



6 Competiton: Über Wettbewerbe

7 Übersicht

8 Scheitern mit Champagner

9 Wettbewerbe als Versuchslabor: Nieto Sobejano

13 Le Prix de Rome

17 Interview mit Frank Barkow

20 It's only Rock'n'Roll

23 Ein Gespräch mit [phase eins]

28 The Competition

32 Interview mit Sergei Tschoban

38 Dreigegeneinen

3 Architekturwoche

4 News

41 Bild der Woche

Titel: *Freihofers Run for Women,*

Foto: Sébastien Barré / flickr / CC BY-NC-SA 2.0

Oben: Entwurf für die *ZLB Berlin* von

Kohlmayer Oberst Architekten, ein 1. Preis (2013)

Redaktion: Jeanette Kunsmann

Texte: Stephan Becker, Polina Goldberg, Sophie Jung, Bettina Krause,
Jeanette Kunsmann, Luise Rellensmann, Franziska Wiegand

Lektorat: Roland Kroemer

Gestaltung: Toni Kny

Artdirektion: Markus Hieke

Keine Ausgabe verpassen mit
dem Baunetzwoche-Newsletter.
Jetzt abonnieren!



Foto: Privat / flickr / CC BY-NC-SA 2.0

SONNTAG

Vom Misserfolg berichtete kürzlich der Mailänder Architekt Stefano Boeri im Wiener Standard: „Gerade in der Architektur, wo es darum geht, etwas zu erschaffen, ist das Missglückte mitunter noch viel unglücklicher.“ Boeri muss es wissen. Einst hatte er einen Wettbewerb für ein Kongresszentrum auf Sardinien gewonnen, das, größtes Glück, auch tatsächlich gebaut wurde. Auf den letzten Metern kam ihm allerdings Berlusconi in die Quere. Der verlegte das dort geplante G-8-Treffen kurzerhand nach L'Aquila, weshalb Boeris Neubau nie eröffnet wurde. Heute gleicht es einer Ruine. *sb*

Am morgigen Freitag wird Boeri in Wien auf dem Architekturfestival Turn On den Festvortrag halten.

DIENSTAG

„An dieser Stelle noch einmal herzliche Grüße an unseren Kurierdienst, der unseren Beitrag zwar rechtzeitig, aber etwa zwei Kilometer vom Bestimmungsort abgeliefert hat. Und natürlich Glückwunsch an die Gewinner!“ Manchmal heißt es sportlich bleiben, wie dieser BauNetz-Kommentar zum Besucherzentrum Ruhstein demonstriert.



Foto: Schubert Horst Architekten, Vorprüfung Bauhaus-Museum Weimar

NEWS

SHABBYSHABBY MÜNCHEN

RAUMLABOR LOBT WETTBEWERB AUS



Foto: Raumlabor

In Mannheim ging es um Hotels, in München sollen es Apartments werden. Mit dem Wettbewerb *ShabbyShabby Hotels* hatte Raumlabor 2014 Alternativen zu den teuren Mannheimer Hotels vorführen können: Kreative bauten Minihotel-Prototypen auf den Dächern, unter Brücken und auf Plätzen der Stadt. Nun streift der kritische Blick des Berliner Büros die bayerische Landeshauptstadt. „Shabby“ sollen diesmal Apartments werden. Entwürfe können bis zum 30. März 2015 eingereicht werden. Die 20 spannendsten Projekte werden von einer Jury, in der neben Münchens Stadtbaurätin Elisabeth Merk Tate-Modern-Direktor Chris Dercon und Niklas Maak sitzen, ausgewählt und temporär aufgebaut.

www.raumlabor.net

ALFREDO BARSUGLIA

AUSSTELLUNG IN WIEN



Foto: Alfredo Barsuglia, Ohne Titel (Homestead)

„Cabinet“ – der französische Ausdruck hat sich auch im deutschen Sprachraum etabliert: ein Rückzugsraum, der in Ergänzung zur repräsentativen Schlossarchitektur des Barock dem neuen Bedürfnis nach Privatsphäre gerecht wurde. Die MAK Galerie in Wien zeigt unter diesem Titel jetzt eine architektonische Installation von Alfredo Barsuglia. Dieser baut eine „komplexe Abfolge vermeintlich privater Wohnräume“ auf. Die Installation sensibilisiert den Betrachter für die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Raum. Der Künstler selbst will jeden Dienstagabend mit fünf Gästen in seinem „Cabinet“ zu Abend essen. Dieser „Jour fixe“ ist Teil der Ausstellung und kann spontan besucht werden. Das Private ist hier also öffentlich. *Bis zum 10. Mai 2015 in der MAK Galerie, Wien.*

www.mak.at

VINTAGE IS OVER!

DESIGNLINES INTERVIEW



Der Schweizer Architekt Clemens Tissi entwirft puristische Möbel und Leuchten. Seine Ausstellungsarchitektur für die ständige Sammlung des Berliner Bauhaus-Archivs wurde kürzlich eröffnet. Anstatt formal die Klassiker zu kopieren, will er an deren utopische Haltung anknüpfen. Er sagt: „Durch das Vererben der utopischen Möbelentwürfe von Poul Kjærholm und Le Corbusier schreibt man sich in die Tradition des Bildungsbürgertums ein.“ Seine renommierte Galerie für modernes Design schloss er mit der Botschaft: „Vintage is over! Vintage ist Angst!“ Denn der Retro-Trend ist „der Wunsch nach Angstfreiheit, nicht der Wunsch nach Vergangenheit“. Mehr über Tissis Haltung im Interview mit Designlines.

[mehr...](#)



**PRODUKTE
TRENDS &
MESSENEWS**

Die tägliche Dosis
Architekturneuigkeiten

POWERED BY

BauNetz®

MUSEUM BAUHAUS DESSAU

WETTBEWERBSAUSLOBUNG



Foto: Foto: Bauhausgebäude Dessau, Walter Gropius 1925/26, Christin Irrgang, Stiftung Bauhaus Dessau 2011

Zum 100-jährigen Bauhaus-Jubiläum 2019 lobt die Stiftung Bauhaus Dessau gemeinsam mit der Stadt Dessau-Roßlau einen internationalen, offenen und zweiphasigen Wettbewerb aus. Mit dem Museumneubau sollen „nicht nur die Sammlungsschätze erstmals umfassend öffentlich zugänglich“ gemacht werden – es soll „ein lebendiger Ort der Bildung und Begegnung“ entstehen, so Stephan Dorgerloh. Er gehört neben Bauhaus-Direktorin Claudia Perren, Tate-Modern-Direktor Chris Dercon sowie den Architekten Regine Leibinger, Barbara Holzer und Jürgen Mayer H. der prominent besetzten Jury an.

Abgabetermin der Entwürfe für die erste Phase ist der 13. April 2015, die finale Entscheidung fällt Mitte September.

www.bauhausmuseum-dessau.de

ABGETANKT

AUSSTELLUNG IN DÜSSELDORF



Foto: Joachim Gies

Die 1950er Jahre webten noch ihr eigenes städtebauliches Muster: funktionale Stadt, Stadtlandschaften, autogerechte Stadt. Genau, die Stadt musste autogerecht sein, so dass mehrspurige Straßen das Stadtbild teils mehr prägten als Gebäude. Diese einst innige Beziehung spiegelt sich auch in den damals entstandenen Tankstellen, die heute oft zu Schatten ihrer selbst verkommen oder umgenutzt werden. Der junge Fotograf Joachim Gies hält solche Tankstationen in seinen Bildern fest und hinterfragt den Umgang mit den Überresten der autogerechten Ära. *Zu sehen bis zum 24. April 2015 im Haus der Architekten, Düsseldorf.* www.aknw.de

SPATIAL POSITIONS: ATHEN

ARISTIDE ANTONAS IN BASEL



Foto: Weak Monumental Square © AristideAntonias

Wirtschaftlicher Fortschritt und Niedergang wirken sich unmittelbar auf Verfall und Aufschwung von Stadträumen aus. Aufschlussreiches Beispiel stellt aktuell die griechische Hauptstadt Athen dar: Ihre Stadtstruktur weist vornehmlich durch die Kumulation aus Olympia-Bauboom 2004 und die Staatsschuldenkrise 2009 hohe Fluktuation und großen Leerstand im Zentrum sowie gehobene Bauprojekte in Randlagen auf. Der griechische Architekt und Philosoph Aristide Antonas sucht mit seinem Projekt *Urban Protocols* nach sensiblen und punktuell wirksamen Strategien zur Aufwertung des öffentlichen Raumes.

Ausgewählte Projekte sind im Rahmen der SAM-Ausstellungsreihe „Spatial Positions“ vom 7. März bis zum 26. April 2015 in Basel zu sehen.

Zur Vernissage am 6. März spricht Aristide Antonas mit dem Gründer des Studios Space Caviar und künstlerischem Leiter der Chicago Architektur-Biennale, Joseph Grima.

www.sam-basel.org

COMPETITION



Ein gefährliches, unkalkulierbares und brisantes Mittel // Frank Barkow über den Durchschnitt, Demokratie und Champagner

Wettbewerbe sind ein Versuchslabor // Fuensanto Nieto und Enrique Sobejano im Gespräch

Le Prix de Rome // Von Bernini bis Le Corbusier: Über die Verlierer vergangener Jahrhunderte

Exportschlager Wettbewerb // Ein Gespräch mit [phase eins]

Und wieder mal ein erster Preis! // Dreigegeneinen entwerfen oft für andere Büros

Unten ein Zumthor, oben ein Gehry // The Competition: Wie Stararchitekten arbeiten

Das Wettbewerbswesen im Architektenleben // Ein Interview mit Sergei Tchoban und Karsten Waldschmidt

It's only Rock'n'Roll // Wettbewerbe sind gut fürs Lebensgefühl

SCHEITERN MIT CHAMPAGNER

VON JEANETTE KUNSMANN



Jacques Herzog, Wiel Arets und Álvaro Siza bei der Verleihung des *Mies Crown Hall Americas Prize*, Foto: MCHAP

Wettbewerb ist überall: an der Ampel, im Büro, im Supermarkt. Wettbewerb belebt das Geschäft – und das Leben. Im Sport geht es um Tore, Zentimeter und Sekunden. Die Menschen wollen sich messen. Sie wollen wissen, wer der Beste ist – sie wollen der Beste sein. Wie würden sonst die alljährlich neu gesetzten Rekorde zustande kommen? Alles andere wäre Mittelmaß.

Architekten arbeiten nur zusammen gegeneinander. Die Konkurrenz im Wettbewerb ist hart, dennoch sind es Kollegen, die sich anhand ihrer Ideen messen. Welcher Entwurf tatsächlich gebaut wird, entscheidet nicht nur die Jury, sondern weitere, unabwägbar Faktoren aus Politik und Wirtschaft. Es ist ein großes Glücksspiel, auf diese Weise Bauaufträge zu erhalten – der internationale offene Wettbewerb für das Guggenheim Museum in Helsinki treibt dies mit über 1.700 Teilnehmern auf die Spitze. Verlieren gehört zu diesem Spiel mehr als das Gewinnen.

Und nicht nur das. Wettbewerbsverfahren aller Art bleiben ein ewiger Prozess, der eigentlich erst mit dem Spatenstich Gewissheit für den Architekten bringt. Oder auch nicht, wie Peter Zumthor in Berlin erfahren musste. Der Schweizer Architekt hatte 1999 den Wettbewerb für das Dokumentationszentrum Topographie des Terrors gewonnen. 2004 wurden die bereits gebauten Treppentürme einfach wieder abgerissen und ein neuer Wettbewerb ausgelobt. Dominique Perrault stieg 2007 aus dem Bauprojekt für das neue Mariinsky-Theater in St. Petersburg aus – oder vielleicht wurde er auch ausgestiegen. Mit seinem Entwurf hatte er 2003 das Preisgericht überzeugt – am Ende kam alles anders und 2009 gewann der kanadische Architekt Jack Diamond den zweiten Wettbewerb. Zur feierlichen Eröffnung des teuersten Opernhauses der Welt gaben sich im Mai 2013 Wladimir Putin und Anna Netrebko die Ehre. Währenddessen hatten David Chipperfield Architects die Erweiterung für das Kunsthhaus Zürich zwar schon 2008 für sich entschieden, mussten sich nach der langersehnten und bereits erteilten Baubewilligung 2013 aber nochmals in Geduld üben und einen Rechtsstreit abwarten. Diesen Herbst darf nun endlich mit dem Bau begonnen werden.

Auch die Großen führen Tagebuch – eins für die Niederlagen und eins für die Triumphe. Und wie Frank Barkow treffend zitiert: „Napoleon sagte seinen Generälen immer, dass man bei einer Niederlage Champagner trinken muss, um seine Wunden zu stillen – und bei einem Sieg, um ihn zu feiern.“ Cheers! ■

WETTBEWERBE SIND EIN VERSUCHSLABOR

EIN GESPRÄCH MIT FUENSANTO NIETO UND ENRIQUE SOBEJANO

VON LUISE RELLENSMANN

Mit Ihren Büros in Madrid und Berlin feiern Sie viele Wettbewerbserfolge. Nach welchen Kriterien entscheiden Sie, an welchen Verfahren Sie teilnehmen?

Unsere Wettbewerbsbeiträge sind wie ein Versuchslabor, in dem wir Architekturthemen ständig neu denken können. Darum entsteht ein großer Teil unserer Arbeit im Rahmen öffentlicher und kultureller Programme, in besonderen städtischen und landschaftlichen Kontexten.

Gibt es Unterschiede in der Wettbewerbskultur Spaniens und Deutschlands?

Sicher gibt es die, vor allem in den Anforderungen der Bauherren und der Durchführung der Verfahren. In Deutschland kommt es bei Wettbewerben sehr darauf an, sich einem Programm, den Flächenvorgaben und dem Budget anzupassen. In Spanien und vielen anderen Ländern wird der Entwurfsidee und dem Konzept mehr Beachtung geschenkt. Das wiederum bedeutet, dass der Siegerentwurf später im Laufe des Projektes angepasst werden muss. Beides hat seine Vor- und Nachteile. Das wichtigste Ziel bleibt dabei immer die Verbesserung der architektonischen Qualität und des öffentlichen Raums.



Entwurf für das *Arvo Pärt Centre* bei Tallinn, 1. Preis im Wettbewerb (2014)

Was reizt Sie an Wettbewerben? Warum nehmen Sie teil?

Wie schon erwähnt, bietet uns die Teilnahme an Wettbewerben ein kontinuierliches Experimentierfeld. Zum Anfang unserer Karriere hatten wir das Glück, alle möglichen Wettbewerbe, vor allem solche für junge Architekten, zu gewinnen. Heute werden wir zu vielen beschränkten Wettbewerbsverfahren eingeladen und können so an sehr viel komplexeren Projekten arbeiten. In jedem Fall sind wir Verfechter von Wettbewerben, vorausgesetzt, sie sind gut organisiert und werden von den bedeutenden Architekten und Jurymitgliedern entschieden.



Entwurf für das Nationale Zentrum für zeitgenössische Kunst in Moskau, Finalist (2013)

Was denken Sie über sämtliche ungebauten Entwürfe, die Sie schon für Wettbewerbe erdacht haben?

Der Gedanke an verlorene Beiträge – und das sind sehr viele bei uns – löst bei uns keine Wehmut aus. Ein Wettbewerb ist schließlich immer ein Schritt nach vorn, und manche Ideen fließen auf die eine oder andere Weise doch in die zukünftige Arbeit ein.

Was war die schlimmste Wettbewerbserfahrung, die Ihnen je widerfahren ist?

Wenn die Jury nicht unparteiisch ist, noch dazu unprofessionell, wenn der Auftraggeber das Wettbewerbsverfahren nicht respektiert oder die Beiträge etwa zu anderen Zwecken verwendet.

Was könnte besser laufen in der Wettbewerbskultur?

Wir denken, dass es mehr Bedarf für verschiedenste Arten von Wettbewerben gibt. Manche sollten für alle Architekten offen sein, auch für junge Büros. Andere Wettbewerbe sollten aufgrund ihrer Komplexität, ihres Programms und ihrer Bedeutung einer bestimmten Auswahl an Büros durch Einladung vorenthalten sein und auch entsprechend vergütet werden. Das passiert leider nicht immer. Jüngst etwa wurden für das Helsinki Guggenheim 1.700 „gratis“ Entwürfe für eine weltbekannte private Institution eingereicht – eine solche Menge an intellektueller und wirtschaftlicher Anstrengung sollte einer solchen Einrichtung nicht einfach geschenkt werden. ■



Fuensanta Nieto und Enrique Sobejano, Foto: Luis Sevillano

LE PRIX DE ROME

VON BERNINI BIS LE CORBUSIER: ÜBER DIE VERLIERER VERGANGENER JAHRHUNDERTE

VON SOPHIE JUNG

Mit Trompeten und Fanfaren soll er 1665 in Paris begrüßt worden sein: Gian Lorenzo Bernini – oder „Bernin“, wie er am Hofe Ludwig XIV. genannt wurde – kam als Hoffnungsträger in die französische Hauptstadt. Der Louvre stand schon seit einer Weile unvollendet in ihrem Zentrum herum und Bernini sollte das Schloss im italienisch-barocken Glanz zu Ende bringen. Schon viele Architekten vor ihm wie etwa Louis Le Vau oder François Mansart hatten sich an dem Bau versucht. Doch Ludwigs Berater, der Finanzminister Jean-Baptiste Colbert, gab sich mit keinem Vorschlag zufrieden. Ein italienischer Architekt musste her, denn die barocke Baukunst aus Italien war im 17. Jahrhundert *très en vogue*. Pietro da Cortona, Carlo Rainaldi, Candiani und Gian Lorenzo Bernini lud der Finanzminister ein, ihm ihre Entwürfe für die Vollendung des Louvre vorzulegen. Es war schließlich Bernini, der als Sieger aus diesem „geschlossenen Wettbewerb“ hervorkam. Berühmt ist sein Vorschlag für den Ostflügel mit weit ausschwingender Fassade und einem zentral vordringenden Ovalbau.



Medaille des American Institute of Architects. Die erste Goldmedaille in der Architektur sollte 1846 von der RIBA anlässlich eines Wettbewerbs für einen Institutsneubau vergeben werden, was aufgrund einer zu geringen Teilnehmerzahl nicht geschah.

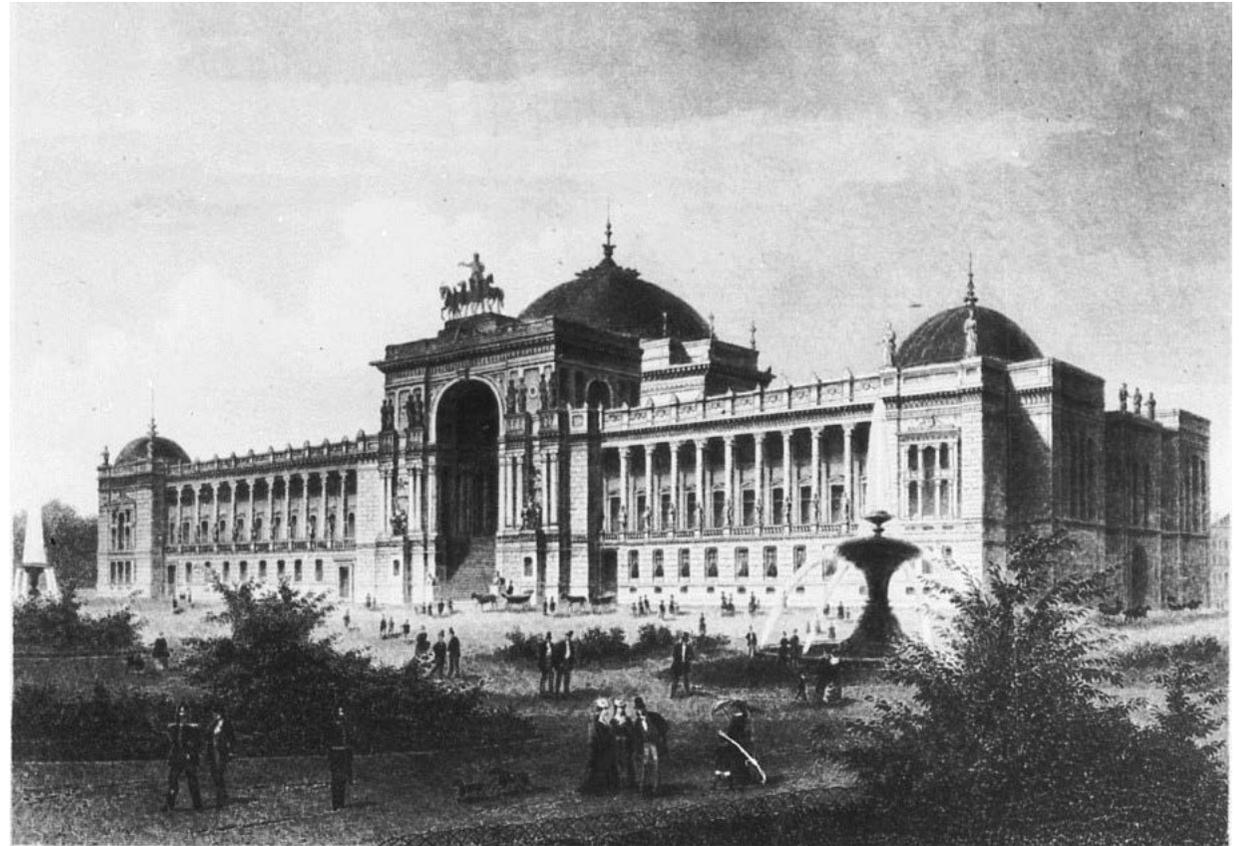


Siegereutwurf für den Sowjetpalast in Moskau von Boris Iofan von 1936, nicht realisiert, weil das Geld ausging und der Krieg ausbrach

Schwingen? Oval? Aus dem Louvre ist doch später ein streng gegliedertes Massiv geworden? Bernini kam im Juni 1665 und er ging im Oktober 1665. Die Legende will: Er floh aus Paris bei Nacht und Nebel. Zu kompromisslos soll sich der Künstler- und Architektenstar während seines Aufenthalts gebärdet haben, zu wenig soll er die Kosten und die strengen räumlichen Reglements eines absolutistischen Königspalastes beachtet haben. In seinen drei Monaten am französischen Hof legte Bernini mehrere weitere Entwürfe vor, doch Colbert und Ludwig lehnten sie alle ab.

Dieses pompöse Scheitern Berninis ist in die Annalen der Kunstgeschichte eingegangen. Dass mit dem damals 76-jährigen Bernini und dem noch jungen ersten absolutistischen Monarchen zwei unversöhnliche Egos aufeinandertrafen, ist eine weitere Deutung für die schlechte Wendung der Geschichte. Eine andere ist, dass Berninis Besuch in eine Zeit fiel, in der man des italienischen Barocks gerade überdrüssig wurde und die maniere française an Bedeutung erlangte. Es war schließlich eine politische Entscheidung, den Italiener abzulehnen und einen Franzosen zu bevorzugen. Claude Perrault realisierte die Ostfassade des Louvre ab 1667 in einer strengen Klassik.

Noch besaßen die Querelen um Bernini und das Louvre den Charakter eines informellen Wettbewerbs. Weder hatten Colbert und Ludwig offiziell eine Konkurrenz ausgelobt noch waren die Kriterien reglementiert, nach denen sie sich für und wider die Entwürfe von Bernini und seinen Mitstreitern entschieden. Das änderte sich. Vor allem im 19. und 20. Jahrhundert, als für die ansteigenden Bauaufgaben – Rathäuser, Bahnhöfe, Schulen – immer mehr Architekturwettbewerbe ausgeschrieben wurden und mit der Öffentlichkeit der Bauaufgabe auch die Regeln der Preisvergabe kundgetan werden mussten. Dennoch fühlten sich die britischen Architekten 1835 einer gewissen Willkür ausgesetzt, als das Preisgericht für das neue Parlamentsgebäude in London ausschließlich aus Parlamentariern bestand. Der neogotische Entwurf von Charles Barry erhielt, nach laienhaften Kriterien, den ersten Rang. In Wien begehrte deswegen 1848 die Architektenschaft auf. Die „Handhabung“ der Wettbewerbe sei zu ändern. Auf ihre Initiative wurden Fachjurys bei den „Konkursen“ für öffentliche Bauaufgaben eingesetzt.

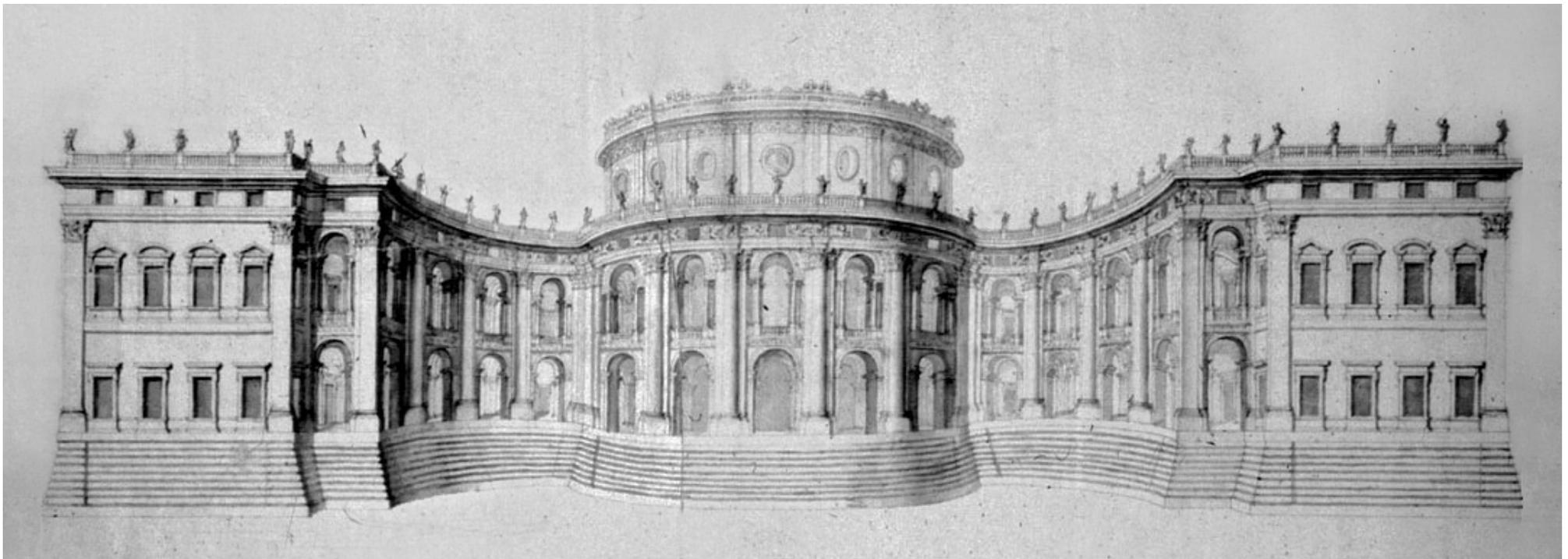


Entwurf für den Reichstag in Berlin von Ludwig Bohnstedt, der 1872 nicht realisiert wurde, weil das Grundstück gar nicht dem Land gehörte

Im barocken Paris war für einen Moment der Glanz von Berninis Ruf zu groß und der Wunsch, seine Architektur nach Frankreich zu holen, überstrahlte seine Machbarkeit. Ähnlich übermütig zeigte sich 1854 der Hamburger Stadtrat, der nur um eine ruhmvolle und mächtige Architektur willen vollkommen missachtete, dass der Bebauungsplatz für das zu entwerfende Rathaus viel zu klein war, um jemals die Größenordnung zu erreichen, die er bei der Auslobung angegeben hatte. Auch beim ersten Wettbewerb für den Berliner Reichstag 1872 gab man sich kühn: 101 Architekten reichten ihre Entwürfe für ein Baugrundstück ein, bei dem die Regierung lediglich hoffte, es bebauen zu können. Vergeblich, 1882 musste eine zweite Konkurrenz um das Reichstagsgebäude ausgerufen werden.

Trotz Übermuts bei der Ausschreibung konnte das Reichstagsgebäude 1894 nach Entwürfen von Paul Wallot vollendet werden. 20 Jahre hat sich der Historismus im deutschen Kaiserreich halten können. Bernini hingegen war zu einem Moment in Paris, als die Baukultur in Frankreich gerade politisch und stilistisch umschwenkte. Der große Architekturwettbewerb um den Sowjetpalast, kuratiert von Stalin persönlich, zeigt eine ähnliche Wende. Die führenden Avantgarde-Architekten wie Walter Gropius, Le Corbusier und Erich Mendelsohn schickten ihre Vorschläge für den Palast der Sowjets nach Moskau. Aber die zwanziger Jahre, in denen Moskau ein Labor der Moderne darstellte, waren gerade passé: Stalin entschied sich für den russischen Architekten Boris Iofan. Die Endversion seines Entwurfs von 1934 verwandelte den Palast in einen größenwahnsinnigen Prunkbau. Realisiert wurde der Sowjetpalast nie. Das Geld ging aus, der Zweite Weltkrieg brach ein. Ein Freischwimmerbecken befand sich bis 1991 an der vorgesehenen Stelle. Nie realisiert, aber Bücher, Köpfe und Anekdotenheftchen gefüllt, dafür steht nicht nur der extravagante Bernini. ■

Gian Lorenzo Berninis Entwurf für die Ostfassade des Pariser *Louvre* von 1665 scheiterte an diversen Eitelkeiten bei König und Architekt



EIN GEFÄHRLICHES, UNKALKULIERBARES UND BRISANTES MITTEL

FRANK BARKOW ÜBER DEN DURCHSCHNITT, DEMOKRATIE UND CHAMPAGNER

VON JEANETTE KUNSMANN

Man muss verlieren können, wenn man ein Gewinner sein will. 2014 haben Barkow Leibinger den Wettbewerb für das Hochhaus am Alexanderplatz in Berlin nicht gewonnen, konnten kurz danach aber einen wichtigen Wettbewerb für sich entscheiden. Der Estrel-Tower soll das höchste Gebäude der Hauptstadt werden.

Was ist aus dem Projekt geworden – wie hat es sich nach dem Gewinn weiterentwickelt?

Estrel war ein Volltreffer so kurz nach dem Alexanderplatz! Das Hochhaus ist für uns inzwischen ein vielversprechender Bautypus, auf den wir uns konzentrieren, mit dem wir experimentieren und mit dem wir in diesem Fall erfolgreich gewinnen konnten. Diese Beweglichkeit, ausgehend von Industriebauten, mit denen wir sehr viel Erfahrung gesammelt haben, fähig zu sein, auch ganz andere Gebäudetypen zu entwickeln, macht die Arbeit für uns lebendig und aufregend. Momentan wird für den Estrel-Tower ein neuer Bebauungsplan aufgestellt, alles Weitere muss man abwarten.

Sind Wettbewerbe denn für Barkow Leibinger ein erfolgreiches Mittel zur Akquise von Aufträgen?

Entwurf für die Erweiterung des *Estrel* in Berlin,
1. Preis im Wettbewerb (2014)



Ja, aber es ist auch ein sehr gefährliches, unkalkulierbares und brisantes Mittel. Wettbewerbe, vor allem in Deutschland, müssen heute viel zu detailliert ausgearbeitet werden, um überhaupt noch experimentell sein zu können. Und sie sind eigentlich zu unvorhersehbar in ihrer Realisierung, um jedes Mal so viel Zeit und Energie hineinzustecken. Deswegen halten wir auch nach anderen und finanziell gesünderen Akquisemöglichkeiten Ausschau. Direktaufträge, Forschungsprojekte, die wir zusammen mit Partnern initiieren, und private Auftraggeber helfen dabei, einen vielfältigeren Ansatz für die Akquise zu schaffen.

Wettbewerbe sind oft ausbeuterisch, politisch motiviert oder deren Umsetzung schlicht und ergreifend zu unrealistisch, um auf ihnen allein eine verlässliche Geschäftsbasis zu gründen. Gleichzeitig ist eine öffentliche Debatte wie beim Alexanderplatz stimulierend und wichtig – sie spricht im Idealfall für einen demokratischen Prozess. Wir haben unsere Arbeit und Herangehensweise nie systematisiert, was Wettbewerbe oft riskant und nur manchmal lohnenswert macht. Es ist viel wichtiger, dass wir uns selbst konzeptuell und mit all unserem Können weiterentwickeln und wachsen.

Sie kennen viele Wettbewerbe – als teilnehmende Architekten und auch aus der Jury-Perspektive. Was müsste sich im nationalen Wettbewerbswesen Ihrer Ansicht nach ändern? Womit sind Sie unzufrieden, was läuft gut?

Ein Wettbewerbsergebnis wird immer von subjektiven und objektiven Faktoren geprägt sein, egal ob man als Bewerber oder Jury daran beteiligt ist. Es wird nie ein perfektes System sein. Die Aufwandsentschädigung, die ein Architekt normalerweise dafür bekommt, ist fast immer inadäquat zu dem Aufwand an Zeit, Energie und Idealismus, der hineingesteckt wird. Das ist ein klassischer Fall von Ausbeutung und schmälert den Wert unserer Arbeit – diese Zeit- und Energieverschwendung ist der schlimmste Aspekt.

Positiv ist natürlich die Chance, gewinnen und dann auch etwas bauen zu können, das ansonsten unerreichbar wäre, ebenso wie die Hoffnung auf einen demokratischen Prozess mit einer öffentlichen Debatte.

Wie kann man als Architekt, auch als junger Architekt, einen Wettbewerb gewinnen?

Du musst einfach eine wirklich gute Idee bei einem guten Wettbewerb haben, die für die Mehrheit der Jury erkennbar ist und die gleichzeitig ökonomisch, funktional, technisch und konstruktiv durchführbar ist. Wenn es kein guter Wettbewerb ist, dann findest du dich in der Situation wieder, die Frank Lloyd Wright folgendermaßen beschrieben hat: Es gewinnt „der durchschnittliche Durchschnitt des Durchschnitts“. Renzo Piano hat mit 33 Jahren das Centre Pompidou gewonnen – es lohnt sich also, zu träumen.

Ihre persönliche Wettbewerbsanekdote?

2008 waren wir bei einem Wettbewerb für ein neues, mit 140 Millionen Euro budgetiertes BMW Design Center in München in die Endrunde gekommen. Die Mitstreiter waren hoch angesehene Kollegen und es war eine große Sache für uns. In dem berühmten Vierzylinder-Hochhaus von BMW präsentierten wir dem Vorstand und Chris Bangle, dem Leiter der Designabteilung, hintereinander die Entwürfe. Danach wurde jedes Büro gebeten, in einem der vier Flügel des Gebäudes auf die Entscheidung zu warten. Wir hatten für eine lange Zeit intensiv und mit unserem ganzen Herzblut daran gearbeitet, haben mehrere Workshops mit dem Bauherrn durchlaufen – übrigens eine sehr gute Idee für Wettbewerbe. Nach ungefähr einer Stunde schob Chris Bangle mit einem sehr ernsten Gesicht einen mit Stoff überdeckten Servierwagen durch die Tür und sagte: „Napoleon sagte seinen Generälen immer, dass man bei einer Niederlage Champagner trinken muss, um seine Wunden zu stillen, und bei einem Sieg, um ihn zu feiern.“ Nach einer langen dramatischen Pause lüftete er die Abdeckung und sagte: „In diesem Fall ist es ein Sieg!“ Wir fielen uns erlöst in die Arme, es war ein unglaublicher Erfolg für uns. Zwei Wochen später brach der Aktienkurs um 1.000 Punkte ein, „die große Rezession“ begann, das Projekt wurde auf Eis gelegt, und der Rest ist Geschichte. ■



Regine Leibinger und Frank Barkow, Foto: Benedikt Kraft

IT'S ONLY ROCK'N'ROLL

WETTBEWERBE SIND GUT FÜRS LEBENSGEFÜHL

VON STEPHAN BECKER

Arme Architekten: Unausgeschlafen und unterbezahlt arbeiten sie wochenlang an einem Entwurf, für den sich am Ende niemand interessiert. Denn meist gewinnt der Durchschnitt, während der eigene Beitrag, natürlich viel besser, von einer Jury ohne Sachverstand aussortiert wird. So weit die offizielle Erzählung. Doch warum täte man sich das an, wenn nicht gerade in der Unvernunft der Reiz bestünde?

Zunächst nach Paris, eines Nachts Ende der achtziger Jahre. Ein Dachaufbau, an dessen Fensterfront ein Mann entlangschleicht. Ein Flügel ist gestellt, ein schneller Handgriff, ein Sprung, und schon steht er im dunklen Raum. Es riecht nach Kleber und Papier, nach Plastik und Aceton. Routiniert sein Suchen, hier liegt ein Portmonee und dort eine Uhr. Doch plötzlich ein lauter Schrei, Bewegung überall, es nähern sich schemenhafte Gestalten. Erschrocken lässt der Mann seine Beute fallen und hastet zum Fenster, zurück aufs Dach und ist auf und davon. Das Licht geht an, man sieht Zeichentische, Modelle und drei junge Architekten, die es kaum fassen können. Nur noch wenige Tage bis zur Abgabe, lediglich ein paar Stunden Schlaf wollten sie sich gönnen, unter den Tischen im Atelier. Nicht der beste Moment für einen Einbruch.

Die britische Mathcore-Band *Architects* bei einem Konzert in Bogotá
Foto: yonolatengo / flickr / CC BY 2.0





Heldenhafte Architekten, die Bösewichte in die Flucht schlagen? Es gibt zahllose Anekdoten aus der Endphase von Wettbewerben, und meist werden sie mit Begeisterung erzählt. Wettbewerbe gehören nicht nur zum Gründungsmythos vieler Büros, sie sind auch fest im kollektiven Gedächtnis der Profession verankert. Doch eigentlich, das hört man ebenfalls oft, machen Wettbewerbe, zumindest die offenen, gar keinen Sinn. Zu groß sei die Konkurrenz, zu gering die öffentliche Aufmerksamkeit, und am Ende wird eh nicht gebaut. Warum aber lässt sich noch das vernünftigste Büro gelegentlich zu einer Teilnahme hinreißen, wenn nur, wie kürzlich beim Wettbewerb für das Guggenheim Helsinki, die Bauaufgabe reizvoll genug erscheint? Mit einer vernünftigen Akquisestrategie wäre man besser bedient, doch manchmal ist die Aussicht auf Erfolg ganz egal, es lockt der kreative Thrill.

Entwurf für das *Guggenheim* in Helsinki, eines von sechs Projekten in der letzten Runde im November 2014, Verfasserkennziffer: GH-76091181

Szenenwechsel nach Rotterdam: Ob er schon mal 48 Stunden am Stück gearbeitet habe, wurde Victor van der Chijs, der frühere Managing Director von OMA, einmal gefragt. Dafür ist Shohei Shigematsu nämlich bekannt, der heute als Partner die New Yorker Niederlassung des Büros leitet. Nein, natürlich nicht, so damals der Betriebswirtschaftler van der Chijs, warum solle er? Doch seine Verwunderung klang hohl, wie eine Umkehrung all dessen, wofür Architekturwettbewerbe eben auch stehen: für Idealismus und Leidenschaft, für ungezwungenes Arbeiten und die Lust am Ausnahmezustand, für spielerischen Austausch oder einen Überfluss an Ideen. Für das

Gegenteil eines langweiligen Bürojobs jedenfalls, selbst wenn man bei Letzterem viel besser verdient. Und das bedeutet, dass Wettbewerbe ganz wesentlich der Selbstvergewisserung dienen, als Ausweis des eigenen kreativen Draufgängertums. Näher am Rock'n'Roll ist man nie als Architekt.

Das Ergebnis? Ist im Grunde zweitrangig, auch wenn es natürlich gut klingt, am neuen Guggenheim zu arbeiten, selbst wenn man nur eines von 1.715 Teams ist. Auch Erfahrungen kann man sammeln und neue Entwurfstechniken entwickeln. Nur eine vernünftige Geschäftsgrundlage sind Wettbewerbe eben nicht. Aber das ist ja gerade gut so. ■

Ein weiterer Entwurf für Helsinki, Verfasserkennziffer: GH-04380895



EXPORTSCHLAGER WETTBEWERB

EIN GESPRÄCH MIT [PHASE EINS]



Christian Lehmann

VON LUISE RELLENSMANN

Von der Kita in Berlin-Marienfelde über den Unicampus in Hanoi bis hin zur Masterplanentwicklung in Mekka organisiert das Berliner Büro [phase eins] seit 1998 von Berlin aus Wettbewerbe und Vergabeverfahren im Bereich Architektur und Städtebau. Wir haben Geschäftsführer Christian Lehmann in der EGKS-Versuchsstation von Jochen Brandt besucht. Der Wohnungsbau am Berliner Spreeufer dient [phase eins] heute als Büro und als perfektes Akquisebeispiel: Der Stahlbau war in den späten 1970er Jahren infolge eines weltweit ausgeschriebenen Wettbewerbs der Montanunion zur Entwicklung industriell gefertigter Wohnungseinheiten entstanden, den Jochen Brandt, kaum mehr als 30 Jahre alt, gewann.

Warum sind Wettbewerbe wichtig?

Im Rahmen von Wettbewerben lässt sich die Qualität von Konzepten und Entwürfen und somit die zu erwartende Qualität des Projekts im Vergleich der Konzepte und Entwürfe erkennen, beschreiben und somit zur Grundlage der zu treffenden Entscheidungen machen. Hinzu kommt, dass der Prozess der inhaltlichen Verfahrensvorbereitung auf Seiten des Bauherrn ein wichtiger Schritt der Projektdefinition ist oder zumindest maßgeblich dazu beiträgt.

Ab wann lohnt es sich, einen Wettbewerb durchzuführen?

Die Durchführung eines gut strukturierten, konkurrierenden Verfahrens lohnt sich unserer Auffassung nach für Projekte jeder Art und Größenordnung. Die Durchführung eines Wettbewerbs, wie ihn die Richtlinie für Planungswettbewerbe (RPW) vorsieht, mit allen Schritten und Details, kann sicher erst im Rahmen eines Gesamtbudgets einer bestimmten Größenordnung sinnvoll integriert werden. Die Untergrenze liegt da unserer Erfahrung nach bei etwa einer Million Euro (KGR 30-500), eventuell auch darunter. Aber auch unterhalb dieser Grenze sind angemessene Verfahren, die den Anforderungen an Fairness, Transparenz und insbesondere zu erwartender Qualität genügen, möglich.

Was genau macht [phase eins]?

Wir sind auf die „Phase eins“ von Projekten in den Bereichen Architektur und Städtebau bis hin zu Themen wie Kunst am Bau, Ausstellungsgestaltung und Design spezialisiert. Wir bereiten Wettbewerbe und Vergabeverfahren aller Art sowohl inhaltlich als auch organisatorisch vor, führen die Verfahren durch und begleiten unsere Auftraggeber bis zum Abschluss der Auftragsvergaben und wenn gewünscht auch darüber hinaus. Zu unseren Aufgaben gehören auch Themen wie Raumprogrammplanung, Machbarkeitsstudien, partizipative Prozesse, Öffentlichkeitsarbeit, Prozessmoderation und alle Formen von Bauherrenberatung.

Sie sind Architekt, haben also einen kreativ-gestalterischen Beruf gewählt. Warum haben Sie sich entschieden, lieber Wettbewerbe zu organisieren, statt selber teilzunehmen?

Die Möglichkeit, durch die Mittel der Wettbewerbsvorbereitung und -durchführung Architektur und Planung frühzeitig und nachhaltig zu prägen und qualitätvoller Planung das Feld zu bereiten, ist nicht zu unterschätzen. Das sind oftmals außerordentlich kreative Prozesse. Als Architekt habe ich in allen Leistungsphasen gearbeitet und habe dann den Fokus erweitert, zunächst als Projektleiter in einer Landesgesellschaft, dann als Projektentwickler für ein Tochterunternehmen einer Bank. Insofern stand in meiner Berufsvita sicher immer eine organisatorische, beratende und moderierende Komponente im Mittelpunkt.

Als Architekt planen Sie jetzt Planungsprozesse. Welches war das komplexeste Verfahren, das [phase eins] je betreut hat?

Eines der komplexesten Verfahren war sicher das Projekt *FIZ Future* für die BMW AG in München, also die städtebauliche Entwicklung des Forschungs- und Innovationszentrums der BMW AG mit einer Größe von ca. 100 Hektar, wobei nicht die Größe des Areals die Komplexität bestimmt, sondern die Vielzahl der technischen und strukturellen Ansprüche, der politischen Verankerung und der Öffentlichkeitsbeteiligung.

Und welches war das kleinste?

Das war wohl der Wettbewerb für eine Kindertagesstätte einer Kirchengemeinde im Berliner Süden. Wobei auch ein solches – gemessen in Quadratmetern oder Euro – kleines Projekt seine eigene Komplexität hat und entsprechend hoher Aufmerksamkeit bedarf. Der Maßstab ist die Bedeutung, die das Projekt für unseren Auftraggeber hat.

In der Geschichte der Architektenwettbewerbe gibt es Unmengen an unrealisierten Projekten und ein Vielfaches mehr an unrealisierten Entwürfen. Jüngstes Beispiel in Berlin ist der Wettbewerb um die ZLB. Wie denken Sie über die „Ausschussware“, die bei Wettbewerben produziert wird?

Jury-Sitzung, Foto: [phase eins]



Da muss man sich zunächst fragen, woran es konkret liegt, dass ein Wettbewerbsergebnis dann nicht umgesetzt wird. Hat sich der politische Wind gedreht oder hat gar das Wettbewerbsergebnis erst gezeigt, dass ein Projekt in der ursprünglichen Herangehensweise nicht angemessen wäre? Das sind ja zunächst mal auch Klärungsprozesse, und insofern ist das auch sinnvoll.

Es trifft jedoch zu, dass viel zu viele Wettbewerbsergebnisse in der Schublade bleiben, was ein nicht akzeptabler Umgang mit erbrachten Planungsleistungen ist und das Vertrauen in Wettbewerbsverfahren nachhaltig schädigt. Hilfreich in diesem Zusammenhang ist in jedem Fall eine noch intensivere Vorbereitung der Verfahren einschließlich der Beteiligung der Öffentlichkeit und der politischen Absicherung der Planungsabsichten. Und die Durchführung von Machbarkeitsstudien im Vorfeld, die alle Aspekte eines Projekts umfassen. Auf Grundlage solcher Vorbereitungen werden Wettbewerbsprojekte in der Regel nicht scheitern.



Präsentation in Mekka, Foto: [phase eins]

Sie arbeiten international, was unterscheidet die Wettbewerbskultur in Deutschland von der in anderen Ländern?

Das ist sehr unterschiedlich. Es gibt Länder, in denen die Formalisierung der Prozesse dem Grad der Formalisierung, den wir kennen, in nichts nachsteht. Es gibt aber auch Beispiele, die zeigen, dass das Fehlen bestimmter Standards das Zustandekommen guter Projekte erschwert, da können dann wettbewerbs- und vergaberechtliche Standards, wie wir sie kennen, zum Exportgegenstand werden. Unterschiede gibt es sicher in den Fragen der Anonymität der Verfahren, der Zusammensetzung der Gremien oder der Intensität der Bearbeitung der Aufgabenstellung. Diese Unterschiede weisen aber durchaus auf Aspekte hin, die man diskutieren kann, um sich zu verdeutlichen, worum es eigentlich geht: zu fairen Bedingungen qualitativ hochwertige Planung herzustellen. Wenn es dafür hilfreich ist, auf einen in Deutschland als unabdingbar eingeschätzten Verfahrensgrundsatz zu verzichten, dann wären wir nicht diejenigen, die das beklagen würden.

Was in allen Gegenden der Welt, in denen wir in der Vergangenheit tätig waren und sind, gleichermaßen gilt: Die Möglichkeit, Konzepte und Entwürfe zu vergleichen, fördert die Qualität der Planungen und der Projekte. Und: Die Lust und die Bereitschaft der Kollegen, sich im Wettbewerb zu messen und somit immer aufs Neue Beiträge zur Entwicklung der Baukultur zu leisten, sind überall auf der Welt enorm groß.

Viele junge Büros klagen, dass sie es schwer haben, über Wettbewerbe an Aufträge zu kommen. Würden Sie dem zustimmen? Und wenn ja, was könnte man ändern?

Das ist ein großes Problem. Mögliche Lösungsansätze zielen unserer Einschätzung nach in zwei Richtungen: Zum einen muss die Anzahl der Verfahren deutlich vergrößert werden. Dafür wird es erforderlich sein, Bauherren und potenzielle Auslober in noch stärkerem Maß als bisher von den Vorteilen von Wettbewerben zu überzeugen. Sicher ist es sinnvoll, darüber nachzudenken, ob die Vergabe von Planungsaufträgen über VOF-Verfahren ohne Wettbewerb auf Dauer beibehalten werden soll. Und es wäre sicher angemessen, sehr offensiv in einen Diskurs darüber einzusteigen, wie man die Kriterien für die Zulassung zu Wettbewerben angemessen gestaltet. Da geht es nicht um die Abschaffung solcher Verfahren, sondern um einen angemessenen und sinnvollen Umgang mit dem Rahmen, den das Wettbewerbs- und das Vergaberecht bieten. Es gibt gute Beispiele, die dazu dienen können, die Erörterung dieses Themas weiter voranzubringen. ■

UNTEN EIN ZUMTHOR, OBEN EIN GEHRY

THE COMPETITION: WIE STARARCHITEKTEN ARBEITEN

VON BETTINA KRAUSE

Was haben Architekturwettbewerbe und Zirkusvorstellungen gemeinsam? Im Film „The Competition“ (2013) des Madrider Regisseurs und Architekten Angel Borrego Cubero vom Office for Strategic Spaces (OSS) sind zumindest einige Parallelen erkennbar. Unter großem Kraftaufwand zaubern, wirbeln, verbiegen sich die Akteure und geben ihr Äußerstes, während der Maestro seine dresierte Meute peitscht. Und wenn die Show eigentlich vorbei sein sollte, gibt es mindestens noch eine Zugabe.

„The Competition“ verfolgt das Spektakel des 2007 ausgerufenen Wettbewerbs für das National Museum of Art in Andorra mit einer Starbesetzung: Frank Gehry, Jean Nouvel, Zaha Hadid, Dominique Perrault und Norman Foster. Pritzker-Preisträger zu sein, war die nicht unbescheidene Anforderung zur Teilnahme. Phase zwei verlangte von den fünf Architekten die Zustimmung zu den Filmarbeiten, was der Grund für den plötzlichen und verfrühten Ausstieg Norman Fosters aus Wettbewerb und Film gewesen sein dürfte.

Im Atelier von Dominique Perrault, Fotos: Film stills



Professionals might notice the effect from here



Die Dokumentation taucht episodentartig in den Wettbewerbsalltag der vier verbleibenden Büros ein, der erwartungsgemäß ruhig am Anfang und weniger ruhig am Ende zugeht. Zu sehen sind die jungen, motivierten Teams, die Entwürfe für einen Ort entwickeln, den die meisten von ihnen nie besuchen werden. Ihr Bestreben, Wünsche eines Kunden zu erfüllen, den sie nicht kennen, und Bedürfnisse von künftigen Museumsbesuchern und Anwohnern zu erraten, von denen sie nichts wissen, ist trauriger Architekten-Alltag.

Während das Team Jean Nouvels noch ausgelassen über das eigene Modell scherzt, das dank eines zerknüllten Papiers auf dem Dach „unten ein Zumthor, oben ein Gehry“ sei, verkündet kurz darauf der Projektleiter, er habe zwar nur fünf Minuten mit Nouvel gesprochen, aber dieser habe plötzlich das komplette Projekt umdefiniert. Also alles auf Anfang.

Ein von Resignation gezeichneter Frank Gehry inmitten tausendfacher Ausführungen des scheinbar immer gleichen Modells kommentiert seine Idee ohne viel Elan mit: „I don't know ... it's a crazy idea maybe.“

Das Team von Jean Nouvel

Dominique Perrault erklärt sachlich seine zutiefst idealistische Einstellung zum Wettbewerb. Ihm sei egal, gegen wen er verlieren würde. Für ihn zählt einzig sein für diesen Ort erdachtes Konzept, das in seinem Empfinden geradezu sterben würde, käme es nicht zur Realisation.

Währenddessen Modellbau im Büro Hadid. Von Zaha selbst keine Spur, und das wird sich bis zum Ende des Films nicht ändern. Ob sie, als einzige Frau, die jemals den Pritzker-Preis gewonnen hat, scheuer oder einfach schlauer als ihre männlichen Mitstreiter ist, bleibt unbeantwortet. Ihr Team schuftet jedenfalls bereits die Wochenenden durch.

Drei Wochen vor Abgabe, Manege frei für die Diva. Jean Nouvel geizt nicht mit stetem Sinneswandel, Grobheit und Willkür und kommentiert die Arbeit seines übernachtigen Teams als „nonsense“ und „ridiculous“. Im Gespräch über die Größe der Fenster zeigt sich der Unsympath in Reinform: „Fuck, make some holes!“, raunzt er sein Team an. „You prefer big holes?“, fragt ihn der Projektleiter. „No, I don't prefer big holes“, blafft Nouvel zurück, „I prefer normal holes“, und schwirrt davon.

Drei Tage vor Abgabe: komplexe Briefings über Dritte am Telefon, hausgemachter Stress, Pizza um Mitternacht, blanke Nerven um fünf Uhr morgens. Ein Privatleben scheinen die Teams längst nicht mehr zu haben. Bis zur letzten Sekunde wird diskutiert, geplottet und verpackt.



Frank Gehry bei der Arbeit

Und schließlich: der Höhepunkt der Show, die Präsentation der Wettbewerbsergebnisse in Andorra. Die Herren Perrault, Nouvel und Gehry reisen persönlich an, Frau Hadid schickt einen Vertreter. Blitzlichtgewitter, Medienrummel und Starallüren begleiten die vier Persönlichkeiten während ihrer sehenswerten Darbietungen.

Welcher der Stars wohl als glänzender Sieger aus diesem Wettkampf hervorgeht, mag sich der unwissende Zuschauer fragen. Kurz und schmerzlos gibt der Film die Antwort: Niemand. Für wenige Sekunden wird eingeblendet, dass nie ein Gewinner ausgewählt und das Museum nie gebaut wurde. Das setzt den vorangegangenen Leiden die Krone der Absurdität auf. Dann fällt der Vorhang, die Vorstellung ist vorbei.

Wer den eindrucksvollen Film sieht, der auf zwei Drittel seiner Länge gekürzt etwas mehr Schwung hätte, sei an die tröstenden Worte Albert Camus' erinnert: Wir müssen uns Sisyphos einfach als einen glücklichen Menschen vorstellen. ■



Dominique Perrault präsentiert sein Projekt

DAS WETTBEWERBSWESEN IM ARCHITEKTENLEBEN

EIN INTERVIEW MIT SERGEI TCHOBAN UND KARSTEN WALDSCHMIDT

VON POLINA GOLDBERG

Wie viele Wettbewerbe muss man durchschreiten, um die erwünschte Nachricht zu hören? Was für junge Architekten manchmal ein Leidensweg ist, ist für das Büro nps tchoban voss der Regelfall. Dennoch, Enttäuschungen und skurrile Situationen gibt es immer wieder. Was tun? Strichlisten der Wettbewerbsverluste führen wie Sergei Tchoban? Ein Gespräch mit Sergei Tchoban und seinem assoziierten Partner und Leiter der Entwurfsabteilung Karsten Waldschmidt.

Herr Tchoban, Sie leiten viele spannende Projekte: die Tchoban Foundation, zahlreiche Veranstaltungen, kuratierten den russischen Pavillon bei der 12. und 13. Biennale in Venedig. Sind Wettbewerbe da eher eine „ungeliebte“ Arbeit?

Sergei Tchoban: Das ist der Hauptweg, um spannende Projekte zu gewinnen! Es ist teilweise Entwurfsarbeit, teilweise kuratorische Arbeit. Und die Wettbewerbe sind der Kern. Das, was wir schon immer gemacht haben. Dadurch erhält man die wesentlichen Aufträge. Es gibt natürlich eine sehr große Vielzahl der Vergleichsverfahren, die man durchmacht, und nicht viele davon gehen mit Gewinn aus. Insofern kann es auch frustrierend sein, wenn man in den einen oder anderen Entwurf verliebt ist. Wir hatten zum Beispiel einen schönen Entwurf für ein Hochhaus in Frankfurt letztes Jahr und haben leider den zweiten Preis bekommen. Das ist natürlich sehr schade. Aber im letzten



Sergei Tchoban, Foto: Philipp Meuser

und in diesem Jahr haben wir wiederum zwei interessante Wettbewerbe gewonnen – etwa für ein Stadtbad in Nauen. Es gibt Gewinne und Verluste, spannende, erfreuliche oder dramatische Situationen. Es ist eben das Wettbewerbswesen im Architektenleben.

Wie läuft Ihre Wettbewerbsabteilung genau? Wie ist sie strukturiert?

T: Die Abteilung ist sehr gut entwickelt, denn man muss schnell sein und scharfsinnig reagieren. Man muss mit vielen Alternativen unterschiedliche Vorgänge analysieren.

Und wie viele Architekten arbeiten dort an den Wettbewerben?

T: Etwa zwölf Mitarbeiter inklusive Studenten und Praktikanten. Wir haben unter anderem einen Austausch mit der Römischen Universität Tre (Roma III, Architekturabteilung), mit Professor Paolo Desideri. Es kommen jedes Jahr sehr gute Studenten dazu.

Wächst Ihre Wettbewerbsabteilung oder bleibt sie beständig?

T: Nein, die baut nicht ab und wächst auch nicht.

Karsten Waldschmidt: Also sie ist schon gewachsen, aber jetzt bleibt sie konstant.

T: Man könnte sagen, dass sie bei einem Fünftel bis Viertel des Gesamtbüros liegt – aus meiner Sicht ein gesundes Verhältnis.

W: Das Konzept hat sich sehr bewährt: Erst wenn aus den Entwürfen wirkliche Aufträge entstehen, werden sie an die spezialisierten Teams weitergeleitet.

Und seit wie vielen Jahren funktioniert dieses Konzept?

W: Wir haben die Abteilung 2005 gegründet.

T: Und seit sechs Jahren funktioniert sie als größere Abteilung. Wir haben davor, als die Abteilung noch kleiner war, auch andere Teams entwerfen lassen und erst im Laufe der Jahre erkannt, dass, wenn wir konzentriert in einer Workshop-Atmosphäre arbeiten und diesen „Appendix“, also eine Entwurfsabteilung in einem extra Gebäudeflügel,

haben, ganz andere Aufträge dabei entstehen. Durch den Gedankenaustausch, den Vergleich... man kann auch mal laut werden.

Wer gibt bei Ideen meistens die Initialzündung?

T: Wir legen sehr viel Wert auf das Gespräch. Ich selbst lebe auch erst in der Konversation, im Austausch auf. Das ist schon seit dem Studium meine Eigenschaft. Ich weiß, dass ich tagelang am Tisch sitzen konnte, vor allem mit einem „inspiring partner“. So empfinde ich auch unsere Diskussionen hier. Als Dialoge oder Trialoge oder auch in größeren Runden. Da ist nicht nur Karsten dabei, sondern auch die einzelnen Mitarbeiter, die ihre Beiträge bringen. Ich lege unglaublich viel Wert drauf, dass wir nicht eine falsch verstandene Hierarchie haben, sondern ein anregendes Gespräch und am Tisch die Dinge sozusagen gebären lassen. Wenn nötig, führen wir lange Gespräche und ich bin bei jedem wesentlichen dabei. Es ist ganz wichtig, dass man nicht zu hektisch wird und einfach so abbricht, dass man den Mitarbeitern eine gewisse Ruhe für den Entscheidungsprozess vermittelt.

Oder wie der russische Regisseur Michalkow sagt: „In die Atmosphäre eintauchen.“

Karsten Waldschmidt, Foto: Bina Engel



T: Genau, man muss sich austauschen.

W: Die Arbeit mit verschiedenen Varianten ist sehr wichtig. Bei Wettbewerben wird sich dann erst im Laufe des Prozesses für eine Alternative entschieden. Einem Bauherrn kann man natürlich mehrere Varianten unterbreiten, was immer sehr gut ankommt.

T: Es gibt natürlich auch Gutachter- und Workshopverfahren, bei denen man mehrere Büros einlädt und Varianten abrufen. Heute ist ja die Art, wie man Wettbewerbe gestaltet und verwaltet, sehr vielfältig. Aber ich kenne eigentlich kein Projekt aus den letzten Jahren, das man wirklich allein bekommen hat. Es ist immer in irgendeiner Form ein Vergleichsverfahren.

Was natürlich für den Bauherrn einfacher ist ...

T: Ja sicherlich, aber bei der Vielzahl an Verfahren und der Konkurrenz, vor allem hier in Berlin... Wenn ich an Berlin denke, dann ist es in Europa eine der konkurrenzreichsten

Wolfsburg Stadtwerke LSW. 1. Preis im Wettbewerb 2008, nicht realisiert



Wie stehen Sie zum nationalen Wettbewerbswesen? Was läuft gut und was nicht? Ärgert Sie etwas?

Städte. Jeder, der etwas werden möchte, ist in Berlin vertreten. Natürlich ist ein Wettbewerb auch eine analytische Arbeit. Es ist nicht nur ein Wurf: So machen wir das jetzt! Obwohl das auch manchmal passiert. Einmal hatten wir aus Zeitgründen einen Wettbewerb unterbrochen. Und der erste Preis sah dann genauso aus wie unsere Idee zuvor! Mit anderen Worten: Manchmal hast du das Gefühl, dass genau diese Idee richtig ist. Zum Beispiel beim Stadtbad Nauen war das absolut der Fall.

T: Ich kann die Abläufe mit anderen Ländern vergleichen. In der Türkei, in Russland, in anderen EU-Staaten ... Da muss ich sagen, dass Deutschland ein sehr transparentes System hat und an diesem System festhält. Wenn man den ersten Preis gewonnen hat, versucht man den Entwurf umzusetzen und dies gewissenhaft zu machen. Gut, es passieren auch bittere Dinge ab und an. Aber objektiv betrachtet: Deutschland hat aus meiner Sicht ein sehr transparentes System. Natürlich kann man immer was verbessern! Aber es läuft schon sehr gut.

W: Ich denke, dass diese Forderung der Architektenkammer nach europa- oder weltweit ausgeschriebenen, offenen Wettbewerben eine sehr schwierige Sache ist. Da werden wir uns eher nicht mehr beteiligen, weil das eine wahnsinnige kollektive Vernichtung an Kapital darstellt. Die Budgets haben kleinere Büros teilweise gar nicht. Wenn man auch nur Zweiter wird, ist man auch Verlierer. Von Seiten des Risikomanagements kann man von solchen Verfahren mit beispielsweise 120 Teilnehmern wohl eher abraten.

T: Es ist aber einer der wenigen Wege für ein junges Büro, muss man sagen.

W: Fair sind auch begrenzte Workshopverfahren mit einer gewissen Quote an jungen Büros, die nach Finden eines Masterplaners gemeinsam z.B. Wohnsiedlungen planen. Solche Beispiele gibt es ja. In den aufwändigen offenen Verfahren werden wirklich Millionen verschleudert.

T: Es ist eben generell die Eigenschaft unseres Berufes! Es geht oft fast ums Glück bei solchen Verfahren, wie bei einer Lotterie.

Wie sind die Unterschiede zu anderen Ländern? Russland etwa?

T: Oft wird in Russland der Entwurf nicht umgesetzt. Wozu war dann der Wettbewerb? Keiner weiß es. Wahrscheinlich für andere Zwecke, Politik, Öffentlichkeit etc. In Deutschland muss man dagegen sagen: Hut ab! Fast alle werden beauftragt, die Entwürfe werden umgesetzt. Auch in anderen Ländern, so wie ich es jedenfalls weiß, ist es weniger transparent und zielführend als in Deutschland.

Also kann man von Deutschland lernen?

T: Ja sicher. Es gibt natürlich unglaublich viel Ausschuss: zum Beispiel ein, zwei gewonnene, sieben bis acht verlorene Wettbewerbe. Ist das toll? Nein, sicher nicht! Denn diese Verluste muss man ja irgendwie verdauen. Auf der anderen Seite gibt es in Berlin auch sehr viele Architekturbüros. Wie soll man sie alle beschäftigen, wenn man solche Verfahren überhaupt nicht fordert? Es gibt einfach zu viele Architekten (lacht)!

Es werden sicherlich nicht weniger.

T: Ganz genau! Weil es unter anderem so viele Unis gibt. Ich kann nicht einfach sagen: Jetzt müssen die Wettbewerbe abgeschafft werden. Dann würden natürlich gut situierte Büros mit Durchsetzungskraft die Aufträge bekommen, junge Büros aber weniger. Ist das dann richtig?

Gerade für die jungen Büros ist es oft ein Leidensweg mit den Wettbewerben.

T: Ja natürlich! Aber wo haben Sie im Architektenberuf keinen Leidensweg gesehen? Nirgends! Es gibt Büros, die mehr Glück haben oder vielleicht talentierter sind. Aber es ist immer ein Leidensweg. Ich denke an mich und erinnere mich eher an die Dinge, die ich verloren habe. Deswegen führe ich auch eine „Liste“ der gewonnenen Dinge, um mich immer wieder aufzubauen.

Passiert es oft, dass ein Wettbewerbsentwurf nicht so wie geplant umgesetzt wird?



T: Bei den Wettbewerben, die wir gewonnen haben, bestehen wir auch immer darauf, dass alles genauso umgesetzt wird.

W: Wobei, die Kostendiskussion ...

T: Ja, die Kosten. Aber trotzdem wird nicht gesagt, dass eine bestimmte Entwurfsidee plötzlich ganz anders sein muss. Das ist der Vorteil des Wettbewerbswesens. Wir werden nicht sehr oft umgeworfen. Ich bin aber auch nicht so leicht umzuwerfen. ■

Tower 2 in Frankfurt am Main,
2. Preis im Wettbewerb (2014)

UND WIEDER MAL EIN ERSTER PREIS!

Nikola Savi, Maximilian Niggel und Bastian Sevilgen



DREIGEGENEINEN ENTWERFEN OFT FÜR ANDERE BÜROS

VON FRANZISKA WIEGAND

Das Architekturbüro dreigegeneinen gründete sich 2010 in Weimar. Maximilian Niggel, Nikola Savi und Bastian Sevilgen studierten dort an der Bauhaus-Universität. Inzwischen zogen sie mit ihrem Studio nach Berlin Neukölln. Das Licht ihres umgebauten Ladenlokals brennt ständig, denn unermüdlich wird hier produziert – bisher vor allem Wettbewerbe. 2015 werden dreigegeneinen zum ersten Mal bauen. Und vielleicht werden sie endlich auch einen Wettbewerb unter eigenem Namen gewinnen.

„Wieder mal ein erster Preis“, heißt es auf eurer Webseite. Das klingt nach Wettbewerbsroutine.

Fünf erste Preise haben wir bisher gewonnen. Dazu kommen noch ein paar gewonnene VOF-Verfahren. Aber alle als freies Wettbewerbssteam für oder mit anderen Büros. In den letzten vier Jahren haben wir etwa 50 Wettbewerbe gemacht.

Das heißt, ihr arbeitet bei den Wettbewerben mit größeren Büros zusammen?

Da man als junges Büro kaum Chancen hat, bei interessanten Wettbewerben für öffentliche Bauaufgaben angenommen zu werden – und ansonsten spätestens beim anschließenden VOF-Verfahren ausscheidet –, haben wir meistens als „freies Wettbewerbssteam“ für andere Büros gearbeitet. So konnten wir von Anfang an von unserer Arbeit leben. Dafür verzichteten wir natürlich auf die Nennung des eigenen Büros. Das ändert sich nun langsam. Derzeit bilden wir vermehrt Arbeitsgemeinschaften oder bearbeiten eigene Projekte. Offene Wettbewerbe haben wir noch nie gemacht. Bei 700 Einreichungen kann man auch Lotto spielen.

Sind diese vielen Wettbewerbe für euch ein notwendiges Übel oder ein kreativer Reiz?

Natürlich ist der Aufwand immens. Das liegt vor allem am eigenen Anspruch. Finanziell lohnt sich so was natürlich auf Dauer nicht. Am Ende geht es darum, die Aufträge zu bekommen und zu bearbeiten. Aber wir entwerfen einfach gerne und es ist natürlich auch ein bisschen Nervenkitzel dabei. Früher waren es sicher diese Extremsituationen: durchgemachte Nächte, Übermüdung und dann die Erlösung, wenn alles abgeschickt ist. Die Momente, wenn man auf dem Rückweg von der Post die Verfassererklärung in seiner Jackentasche findet oder wenn einer mit dem Postbeamten verhandelt, während die anderen noch plotten... Zum Glück läuft es mittlerweile wesentlich geregelter ab. Aber Wettbewerbsendphasen sind immer noch intensiv und besonders. Und das Gefühl zu gewinnen ist großartig! ■



Das Büro in Berlin Neukölln



Neubau Theaterlabor Gießen, ein 1. Preis und Beauftragung, in freier Mitarbeit für hjp-architekten (2013)



FEIERN MIT FRANK

Bekannt wurde Frank Lloyd Wright als Architekturgrantler in strengem Schwarz-Weiß, doch auf Taliesin West, seinem Winterquartier in Arizona, ging es oft hoch her, wie hier anlässlich der Osterfeierlichkeiten 1959. Am Tisch seine früheren Schüler Gus Jones, Lu Sparks und John Henry Howe, im roten Jackett Kamal Amin. Das Bild ist Teil der Online-Ausstellung „Fay Jones and Frank Lloyd Wright: Organic Architecture Comes to Arkansas“, die von der *University of Arkansas* realisiert wurde. // www.digitalcollections.uark.edu